

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die vom Rauhen Grund.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Bald mehrten sich die Anzeichen der Industrie, die hier in den Waldfrieden eingebrochen war. Es richteten sich die Räume. Frei lag vor dem Auge die Bergkuppe mit ihrer weiten Rodung. Hell schimmerte es auf. Ein mächtiger Betonbau, an vier Stöckwerke hoch: Das Förderwerk mit den Aufzügen und Steinbrechmaschinen. Droben in schwindelnder Höhe fügten gerade Zimmerleute, verwegen an den Balken hängend, die letzten Sparren in die Dachrüstung. Daneben stiegen die hochragenden Essen des Kesselhauses auf. Und ringsumher, wie ein Burgwall aus vorgeschichtlicher Zeit, schwarzgraues Basaltgeröll.

Das Auto hielt, und die drei stiegen aus. Vom Meister empfangen, der die Arbeiten hier oben leitete, führte Karl Steinsiefen seine Gäste überall umher, berichtete und erklärte. Er sprach zu Bertsch hin, doch seine Augen hingen an Marga Neusch. Diese aber hatte weder Interesse noch Verständnis für das, was es hier zu sehen gab. Ebensov wenig beachtete sie Steinsiefens Blicke. Immer noch beschäftigte sie die Wahrnehmung vorhin da unten mit Eke von Grund. Und doppelt heiß brannte in ihr der Wunsch auf, sich Bertsch zu gewinnen — schon, um ihn nicht etwa der andern zu lassen.

So wartete sie mit steigender Ungebuld auf eine Gelegenheit, Gerhard an ihre Seite zu bekommen und sich mit ihm etwas abzusondern. Und sie bot dazu die Hand. Vor irgend einer Maschinerie blieb sie stehen, anscheinend gefesselt von dem Anblick, und zeigte mit dem Sonnenschirm:

„Was ist denn das hier, Herr Bertsch?“

Der Angeredete, der gerade vor ihr neben dem Werkmeister stand, blickte flüchtig zurück.

„Ein Paternosterwerk.“

Dann wandte er sich gleich wieder an seinen Begleiter, ganz Berufsinteresse:

„Wo kommt eigentlich die Seilbahn von unserer Seide herauf?“

„Hier, Herr Direktor!“

Und die beiden gingen zu der Stelle hinüber.

Marga Neusch biß sich auf die Lippe. Tief bohrte sich die Spitze ihres Sonnenschirms in den Sandboden.

Steinsiefen benutzte sofort den willkommenen Anlaß und trat an ihre Seite.

„Nun, wie gefällt's Ihnen hier oben?“

„Ein abscheulicher Schmutz!“ Und sie blickte ungnädig zu ihren Füßen nieder. „Man verdirbt sich ja alle feinen Sachen.“

„Oh — wahrhaftig!“ Ganz bestürzt sah auch er zu den ziellichen Schuhen von fliederfarbenem Glacé nieder. „Ent-

schuldigen Sie nur vielfach. — Aber Sie sollten keinen Schritt mehr zu gehen brauchen. Ich fahre Ihnen das Auto her. Einen Augenblick nur!“

Schon war er fort und bald darauf wirklich mit dem Wagen da. Sie stieg ein. Ihr Blick suchte Bertsch. Aber der war nirgends zu sehen. Er steckte sicherlich irgendwo in einem Maschinenhaus mit dem Menschen, dem Werkmeister. Da sah sie Steinsiefen ungeduldig an.

„Wie lange soll man hier wohl noch warten, bis es Herrn Bertsch einmal beliebt?“

Schnell griff er zu. Diese Gelegenheit, mit ihr allein zu sein, lehrte ja so bald nicht wieder.

„Bitte — ich fahre Sie gleich heim, wenn Sie wünschen. Bertsch hält sich sicher noch eine ganze Weile hier auf. Ich hole ihn nachher ab.“

Und schon war er aufgesprungen, rief einem der Arbeiter in der Nähe Bescheid zu und fuhr davon.

Doch sein Hoffen war umsonst gewesen. Seine Begleiterin blieb verstimmt und schweigsam. Kurz war auch nur dann der Abschied vor ihrem Hause. Enttäuscht fuhr er da seinen Weg noch einmal zurück. —

„Na — wie war's?“

Ausblüend vom Kartenspiel, bei dem er im Honoratiorenzimmer mit einigen Bekannten saß, rief es Marga im Vorbeigehen ihr Bruder zu. Aber sie zuckte nur die Achseln und trat rasch in ihr Zimmer ein. Hestig riß sie sich vorm Spiegel den Hut vom Kopfe und bohrte die Nadel tief in das Samtkissen. Hassen konnte sie Bertsch bisweilen — glühend hassen!

Und ihr Blick flog zum offenen Fenster hinaus, wo droben auf dem Berghang die Zedenlamine ragten. Die weißen Hände ballten sich leidenschaftlich und preßten sich so gegen die aufbrennenden Augen. Sollte sie sich doch getauscht haben?

*

„Vorsicht — nicht anfassen!“

Rasch nahm Gerhard Bertsch Ekes Hand fort, die an der durchlocherten Eisenwand des Förderkorbes unwillkürlich einen Halt suchen wollte, nun, wo ihr der Boden unter den Füßen zu weichen schien, beim Einfahren in den Schacht.

„Wegen der Führung, in der der Korb gleitet.“

Wie entschuldigend fügte er es hinzu. Aber sie nickte nur. Selbstverständlich — hier in der Grube galten andere Verkehrsformen.

Tiefer sank der Korb; immer schneller und schneller. Ein bestemmendes Gefühl dies Niedersinken, unter beständigem Schüttern und Rucken. In den Ohren dabei ein Druck wie tief unter Wasser. Er sah sich unsicher um im Schein ihrer beiden Grubenlampen.

„Hier — wenn Sie einen Halt haben wollen.“

Und Bertsch wies ihr den Querbalken über ihrem Kopf. Mit einem dankenden Nicken griff sie danach und fühlte sich nun sicherer. Voll ließ sie die Eindrücke dieser ersten Grubenfahrt auf sich einwirken.

Die glatte, feuchtschwarze Schachtwand schien beständig nach oben zu fliegen. Nacktes Gestein und Zimmerung wechselten. Aber nur ein unvermitteltes Aufleuchten, strahlende Helle für einen Moment — irgend etwas schoß vorüber, Licht, Bewegung, Leben — aber ehe das verwirrte Auge noch näheres wahrgenommen, war es schon wieder vorbei. Nacht-dunkel um sie herum.

Aber Bertsch erklärte ihr das Wunder.
„Die vierte Sole, die wir eben passierten.“

Und noch zweimal, dreimal wiederholte sich die Erscheinung; dann verlangsamte sich das Tempo ihres Falles, nun ein Rasseln und Schüttern des Eisenbodens unter ihren Füßen — der Korb stand still.

„So — angelangt. Der Füllort der zehnten Sole.“

Efe von Grund folgte ihrem Führer, der schon draußen stand in dem weiten, gewölbeähnlichen Raum am Schacht. Gleichendes Licht aus der elektrischen Bogenlampe begrüßte sie. So grell, daß das lichtentwöhnte Auge sich schmerzhaft schloß. Doch allmählich unterschied sie: das Schuttgitter am Schacht, den Mann daneben in schmutziger, blauer Bluse, der gerade an einem Strick zog und aufklopfte. Ein glodenähnlicher Hall, von fern her — das Hammer-signal, das droben über Tag dem Fördermaschinen das Zeichen gab, den Korb wieder heraufzufahren zu lassen. Dann hörte sie Bertschs Stimme neben sich.

„Kommen Sie nun, in den Hauptquerschlag.“

Sie folgten dem schmalen Doppelgleise, das vom Schacht ausgehend sich im Dunkel vor ihnen verlor, und kamen aus dem Felsengölbe des Füllorts in einen geräumigen, ausgemauerten Gang, der sich in schnurgerader Richtung erstreckte.

Nun schlug ihnen die Grubenluft entgegen. Ein eigenes Gemisch: warm, stickig, dumpf, wie nach faulendem Holz. So schritten sie hinein in die Finsternis vor ihnen.

„Ist es nicht wie auch im Leben?“ Bertsch sagte es Efe. „Wir gehen dem Dunkel entgegen.“

„Aber kommen doch ans Licht.“

Frische Zuberlicht und Krast Klang aus der Mannesstimme ihr zur Seite im Dunkeln. Der Lichtkreis der Lampen in ihrer Hand strich ja nur zu ihren Füßen über den Boden hin. Immer wenige Schritte bloß wies er ihnen den Weg.

Nun ein schriller Pfiff, dann ein dunkles, drohendes Geräusch, das unheimlich wuchs und näherkam. Jetzt funkelte es vor ihnen in der Nacht auf. Ein lässlich gleichendes Auge. Unwillkürlich trat Efe näher zu ihrem Begleiter.

„Eine Lokomotive — ein Wagenzug.“

Und seine Hand suchte nach der ihren. So zog er sie seitwärts an die Mauer. Ratternd und mahnend fuhr langsam der Zug an ihnen vorüber. So dicht, daß die Wagenränder manchmal Efes Grubenanzug streiften. Unbewußt preßte sie beide Arme an den Leib, den sie rückwärts gegen die nasskalte Mauer drängte. Aber da fühlte sie wieder seine helfende Hand auf der ihren, die das offene Licht trug.

„Sie müssen die Lampe nach außen halten — Sie werden sich sonst verbrennen.“

Und in der Tat spürte sie bereits die sengende Wärme an ihrem Körper.

Sie lächelte im Dunkel zu ihm hin, etwas verlegen.

„Ich benehme mich recht ungeschickt. Sie werden von meinem Besuch wenig erfreut sein.“

„Im Gegenteil. Ich freue mich sehr, daß Sie gekommen sind — nun doch noch.“

„Hatten Sie denn schon daran gezweifelt?“

„Allerdings, da Sie so lange nichts von sich hören ließen.“

„Ich halte Wort — stets.“

Es klang so kurz und stolz. Ganz sie. Und doppelt freute er sich ihres Hierseins.

Dann schritten sie weiter ins Dunkel hinein. Sie verließen an einer Gabelung den Hauptquerschlag. Nun ging es erst recht hinein in dies Labyrinth, in das Gewirr der Straßen und Gäßchen dieser Unterwelt. Es war, wie wenn sie eingedrungen wären in Berglönigs Märchenschloß. Bald gingen sie durch hohe Galerien mit breiten Rampen, wie Aufstiegen zu einem unterirdischen Marstall. Dann wieder taten sich weite Hallen vor ihnen auf. In den glattpolierten Felswänden spiegelten sich lustig blinkend ihre Lampen, und oben wölbte sich eine hohe Kuppel — Festäle für das Awer-

genvoll hier unten, die jetzt nur in schweigendem Dunkel träumten.

So ging es endlos hin, treppauf, treppab, in diesem verwunschenen Schloß; voll von geheimen Schauern in seiner lautlosen Stille. Nur hin und wieder ein verlorner Hall — ein fernes Pochen und Scharren, wie von Geisterhänden.

Aber nun plötzlich ein dumpf grollendes Rollen, lang hingezogen, ihnen zu Häupten. Betroffen sah Efe auf ihren Begleiter.

„Es donnert! Ein Gewitter dort droben auf der Erde.“

„Doch nicht.“ Bertsch schüttelte lächelnd den Kopf. „Nur eine Sturzrolle.“

„Sturzrolle?“

„Ja, ein kleiner Schacht von einer Sole zur nächsttieferen, um Berge hinunterzustürzen, zum Verfüllen der Strecken. Wir werden hier auch gleich auf eine treffen.“

Und es war so. Nur ein kurzes Stück weiter, schrak Efe zurück. Dicht vor ihrem Fuß gähnte es drohend auf. Ein tiefer, schwarzer Schlund, mitten in der Strecke. Gerade über ihn hin führte der Weg, auf einer losen darüber geworfenen Leiter.

„Nur ohne Sorge — ich stütze Sie.“

Seine Rechte streckte sich nach ihr aus. Aber ehe er sie noch berührt, war sie schon über das Hindernis hinweg, mit zwei entschlossenen Schritten.

„Bravo!“ lobte er, doch war er gleich wieder vor ihr.

„Sie müssen mir schon die Führung überlassen. Es ist unbekannter Boden für Sie.“

Übermals wanderten sie durchs Dunkel hin. Und immer noch diese Einsamkeit. Kein Anzeichen von Menschennähe. Dies Bewußtsein der Verlassenheit, tief in der Erdensohle, hatte etwas Eigenes. So ähnlich mußte dem Pilger zumute sein in der Unendlichkeit der Wüste.

Doch als sie nun in einer niederen Strecke dahinschritten, wehte sie plötzlich ein Duft an. Efe stupte. Wie aus einer Tabakspfeife! Und der vertraute Geruch zauberte hier in der Nacht der Tiefe mit einemmal anheimelnde Bilder menschlichen Treibens droben über Tag vor ihre Seele: Holzarbeiter im grünen Walde; den behaglichen Alten, der mit einer Schnigarbeit in der Festerstunde am Herd saß. Dankbar fast sog sie da den Hauch ein.

„Vald wußte sie auch, woher er kam. Ein winziges Lichtlein, geheimnisvoll wie das eines Erdgeistes, irrlichtete vor ihnen in der Finsternis und wuchs im Näherkommen. Dann hallende Schritte, und nun stand ein Mensch vor ihnen. Der erste, dem sie begegneten in der Unterwelt. Als wär's ein guter Freund, erwiderte Efe von Grund sein „Glückauf!“ Jetzt erst verstand sie recht Sinn und Schönheit dieses alten Bergmannsgrüßes.“

Ein Reparaturhauer war's, der an ihnen vorbeiging. Bertsch aber wandte sich gleich darauf seitlich ab, zu einem Winkel in der Strecke.

„Jetzt heißt's Klettern. — Geben Sie mir Ihre Lampe, Sie werden beide Hände brauchen.“

Und er stieg bereits in einen dunkeln Schlund am Boden ein.

„An hundert Meter geht's so hinab.“

Schon entwand er ihren Blicken. Doch Efe folgte ihm nach zu der Leiter. Fest griff sie zu und tastete sich behenden Fußes den Weg hinunter in die gähnende Tiefe.

(Fortsetzung folgt.)

Das Perlenhalsband.

Von Alfred Bratt.

Sonnendurchglüh, staubig und durchzogen vom Rauch aus hunderttausend Schornsteinen, glaste die Nachmittagsluft eines schönen Herbsttages über dem Steingewirr von New York. Das vielfach gleisende Kettengestänge der Brooklynbrücke, zwischen dessen Netzwerk die elektrischen Wagen, glühend im doppelten Licht des Himmels und der Bai, wie kurze dünne Blitze hin und her fuhren, stimmerte und bebte in der strahlenden Atmosphäre. Die Straßenschluchten zwischen den hohen Gebäudewänden sandten das vielstimmige, verwirrende Summen von Autoslärm, Puppen, Pferdegetrappel und den schleifenden Tritten der Menschenmassen an den Mauern empor. Es war die Zeit der Geschäfte — die Zeit, in der die Männer in den Fellen der Bienenstöcke in den Wolkenkratzern vor ihren Balken, Schaltern und Schreibtischschavigten, die Zeit, in der die Damen, sofern sie nicht in irgend einem Kinopalast Schokolade knabbern oder in der Palmenhalle

eines Gesellschaftshotels Tee trinken, ihre mehr oder weniger kostspieligen und mehr oder weniger überflüssigen Einkäufe besorgen. Am diese Zeit ereignete sich die Geschichte, die ich kurz und sachlich berichten will, schmutzlos, einfach und ohne Kommentar, so wie sie sich in Wirklichkeit zugetragen hat. Die Handlung spielt an einer Ecke der dreihundertdreißigsten Straße ein, gehemmt durch eine dicht rollende Wagenreihe, die erst vorbeiziehen muß, bis der Schuttmann den Arm hebt und eine Lücke schafft, die wir zum Ueberstreiten des Fahrbandes benutzen können. Nach Ueberwindung dieses geräuschvollen Hindernisses eilt der Laut der Begebenheiten einen Häuserblock der dreihundertdreißigsten Straße entlang, um sich vor der nächsten großen Kreuzung in einen prunkvollen Juwelenladen zu begeben, woselbst die kleine Komödie zu Ende rollt.

Die Heldin ist jung, hübsch und reich, sie heißt Frau Daisy Griffins und besitzt zur Zeit unserer Begebenheit den Vorzug, daß ihr jede Möglichkeit ungestörter Koketterens freisteht, da, soviel sie anzuschmeimen berechtigt ist, ihr Mann um diese Stunde in seinem Bureau in der Wallstreet zwischen einem mit Papieren bedeckten Schreibtisch um einen diebäugigen, eisenbeschlagenen Geldschrank sicher verhaunt ist.

Der Held ist ein junger und eleganter Mann, der... Aber hier hieße zu Ende sprechen soviel wie die Lösung aufzudecken, bevor der Knoten überhaupt geknüpft ist. Der elegante junge Mann wird also zum Schluß seine Vorstellung beenden.

Während Frau Griffins sich mit graziosen, elastischen Schritten dem Ziele ihrer Sehnsucht, nämlich dem Juwelenladen, nähert (daß nichts anderes ihr Ziel ist, beweisen ihr entschlossener Gang einer mit Geld verhehenen Käuferin sowie die sorgsam emporgelobene goldene Geldtasche), während sie sich also der von Diamanten, Perlen und Rubinen blitzenden und glitzernden Schaufensterreihe nähert, folgt der elegante junge Mann in sehr aufmerksamer, interessierter, ja sogar eine gewisse Spannung nicht völlig verbergender Weise. Da Frau Griffins sich weder umwendet, noch auffällig ihren Gang beschleunigt oder zurückhält, kann man feststellen, daß sie den galanten Verfolger nicht bemerkt hat, überhaupt seine Gegenwart nicht ahnt. Vor dem Laden angelangt, läßt Frau Griffins einen munteren Blick über die Fülle der ausgestellten Juwelen streifen, worauf sie ihren kleinen Fuß auf eine Drahtgeflechtmatte vor dem Eingang setzt und mit einem entschlossenen Griff der weißbehaudschuhten Rechten die Glastüre aufklingt.

Hinter dem Ladentisch erhebt sich ein alter feiner Herr, augenscheinlich der Inhaber des Geschäftes, um sofort zu einer lebenswürdigen Verbeugung zusammenzuklappen. Frau Griffins tritt voll zu der verführerisch ausgestatteten Tischplatte und verlangt lächelnd und zwickernd ein bestimmtes fünfreihiges Perlenhalsband zu sehen. Der alte Herr macht ein breites, sonniges Gesicht und bringt ein Lederetui herbei, von dessen türkisblauem Sammetgrund das fragliche Schmuckstück milchweiß und leuchtend über den Augen der Käuferin entgegenblinkt. Frau Griffins betrachtet das seit mehr als einer Woche so heiß begehrte Juwel, legt ihre Goldtasche vor sich auf den Ladentisch und stößt einen erleichterten kleinen Seufzer aus. „Ja“, sagte sie dann, „das ist's. Ich fürchtete schon, es sei bereits verkauft.“ Sie nimmt das Halsband aus dem Etui, streicht mit den behandschuhten Fingern über die feine knisternde Perlenreihe und meint dann, den Kopf ein wenig auf die Seite legend: „achttausend Dollar, nicht wahr?“

Der alte Herr nickt, nimmt das Schmuckstück behutsam aus ihren Händen, hält es gegen das durch die Straßentüre einfallende Sonnenlicht und erwidert: „Ja, gnädige Frau. Es wird ganz wunderbar zu ihrem Teint passen.“

Das Geschäft wird abgeschlossen. Frau Griffins öffnet ihr Geldtäschchen und beginnt die Tausendollar-Scheine auf die Tischplatte zu zählen. In diesem Augenblick aber öffnet sich geräuschvoll die Türe, und herein stürzt, — das Gesicht gerötet, den Hut auf dem glatten Scheitel verschoben, entrüstete Hornesjalen auf der Stirn, mit blitzenden Augen, — der junge Mann. Mit wenigen schnellen Schritten eilt er an den Ladentisch. Und während der alte Herr erschrocken einen Schritt zurückweicht und Frau Griffins starr über das überraschende Hereinstürzen sprachlos dasteht, wirt der elegante Herr sich in die Brust und schreit während, jede Silbe rollend, mit dem ganzen Stimmanswand ebensicher männlicher Entrüstung: „Ja, Glende, habe ich dich endlich erwischt? So also verschwendest du das Geld, das dein Gatte in harten Monaten der Arbeit verdient!“

Spricht und verliert, von der schmerzlichen Wut eines tief getränkten Chemanies mitfortgerissen, Frau Griffins einen Schlag ins Gesicht, der die hübsche junge Frau, einer Dornröschen mehr als nahe, über die Brustung des Ladentisches sinken läßt. Hierauf ergreift der Gatte wutstrebend die acht Tausendollar-Scheine und verläßt mit eiligen Schritten den Laden, dessen Türe er krachend hinter sich ins Schloß wirft, so daß die vielen Glastischen in dem halbdunklen Raume ein erschrecktes und klagendes Klirren von sich geben.

Eine lange Minute herrscht in dem Laden eine ebenso peinliche wie verbläbte Stille, während der letzten Sekunden durch das entsetzt einsetzende Schluchzen der jungen Frau unterbrochen.

„Oh, gnädige Frau, gnädige Frau...“ ruft der alte Herr.

der sich plündernd und prustend von der Aufregung dieser ehelichen Szene erholt hat, „um Gotteswillen, ich bringe Ihnen ein Glas Wasser!!!“

Frau Griffins richtete ihre zusammengeschunkene, von immer heftiger werdenden nervösen Schluchzen geschüttelte Gestalt rückwärts auf, zieht unmißlich mit bebend zuckenden Fingern ein winzig kleines, seidenbesticktes Taschentüchlein hervor und brüht es abwechselnd gegen die gerötete Wade und die vom Weinen nassen, ach so hübsch in Tränen schimmernden Augen.

Inzwischen ist der alte Herr eifertig und besorgt mit dem Glas Wasser zurückgekehrt, das Frau Griffins ergreift, um mühsam, ihre Erregung bekämpfend, einige Tropfen zu nippen. Dann herrscht wieder das nur von dem Schluchzen der jungen Frau unterbrochene Schweigen, bis der alte Juwelier, sich wie ein Vater über die reizende, so schmerzvoll überraschte Frau beugend, mit gütiger, zugleich aber insofern der getäuschten Verlaufsansicht dunkel gefärbter Stimme sagt: „Mein Gott, gnädige Frau, wie konnten Sie auch ohne Wissen und Willen Ihres Herrn Gemahls ein so teures Objekt ersehen wollen!“

Ein in Fortissimo gesteigertes Aufschluchzen ist die Antwort, bis Frau Griffins, mühsam ihr Sprachvermögen wiedergewinnend, endlich in die Worte ausbricht: „Ach, ach... ich, ich...“ Ein erneuter Weintrampf läßt den Satz unvollendet.

Vor einer verdächtig aussehenden Wächterin, auf einem kleinen, schmutzigen Platz inmitten des Bowery genannten Armen- und Verbrecherviertels: Ratternd hält eine Autodidacte vor der Kneipentüre, und heraus springt der elegante Herr, der vor zwanzig Minuten das Unglück in dem Juwelenladen angerichtet hat. Der eilig entlohnte Chauffeur fährt davon, der junge Mann stellt sich bereitwillig vor die Türe, klopft gegen die Holzwand und ruft halblaut und dringlich: „Jimmy, Jimmy!“

Die Türe öffnet sich, und Jimmy, ein auf den ersten Blick als gefährlicher Großstadtgauner kenntliches Individuum, tritt auf das Platzer. „Galt, Tom“, ruft er leise, „ist's gelungen?“

Der junge Mann, dessen Namen wir auf diese Weise erfahren haben, nimmt Jimmy unter den Arm, geht mit ihm einige Schritte, drückt ihn in einen dunklen Häuserdurchgang und erwidert mit einer rauhen, aber nicht humorlosen Stimme: „Und ob! Ich sagte dir ja, daß der Trid nicht fehlschlagen kann... Hier“, die Dollarscheine aus der Hosentasche ziehend, „achttausend!“ Ein ebenso heiseres Lachen ist die Antwort, und der dunkle Gang, in dessen Tiefe die Weiden sich verlieren, verdrängt jedes weitere Gespräch.

In dem prächtigen, vornehm-halbdunklen Juwelenladen ist der seine alte Geschäftsinhaber noch immer über die unglücklich schluchzende Frau Griffins gebeugt. Endlich, nachdem das letzte heftige Weinen in dem seidenen Taschentüchlein erstickt ist, richtet sich Frau Griffins zur ganzen Größe ihres stierlichen Persönchens auf und schreit: „Mein Gott!... Aber... ach... ich kenne diesen Mann ja gar nicht!“

Ein Aufschlag und ein lautes Klirren. Der Ladenbesitzer hat in der Verwirrung des Staunens und Verschens das noch halbgefüllte Wasserglas auf den Boden geworfen, wo es in zahllose Scherben zerbricht.

Vermischtes.

* Das „Fahrende Volk“ zur Kriegszeit in Frankreich. Das folgende Stimmungsbild über das Leben der französischen Jahrmärkteleute und Schaubudenbesitzer während des Krieges findet sich im „Journal“: „Hinter den Befestigungsgeländen, im rückwärtigsten Bereich der militärischen Zone stehen elende Hütten, aus Holzbrettern und ärmlichen Material hergestellt, von armenigen Gärten umgeben. Zerkaute Kinder balgen sich zwischen Hunden, Katzen und Gänsen. Manchmal klappert ein müdes, verhungertes Pferd mit einem Karren vorüber. Zerrissene Wäschestücke flattern an Schnüren, als Zeugen der ringsum herrschenden Armut. Dierher hat das fahrende Volk der Jahrmärkte zurückgezogen, das ehemals durch Frankreich zog, durch den Krieg aber seiner Tätigkeit beraubt wurde. Ihre Geräte, die im Verlaufe vieler Jahre mit harter Mühe erworben wurden, ruhen in Schuppen, wo sie langsam durch Wind und Feuchtigkeit zerfallen. Denn die jungen und kräftigen Leute, die sich sonst ihrer bedienen, sind an der Front. Und die Frauen blieben zurück, allein mit den Greisen und Kindern. Sie sind blaß und verängstigt unter der Last des Kammers und der Sorgen. Wenn man mit ihnen spricht, hört man fast nichts anderes, als Klagen. „Ach, mein Mann!“... „Meine drei Söhne stehen im Feuer!“... Sie senken die Stimme, wenn sie von den Gefallenen sprechen, damit ihre weinenden Nachbarinnen nichts vernehmen. Und immer wieder dieselbe traurige Feststellung: der Jahrmärkteberuf ist erledigt, vollkommen erledigt. Es ist vorbei mit dem forsbigen Tumult der Menge und dem Lärm der Vieerlästen. Eine Greisin, an deren Hals ein kleines Kind sich ängstlich klammert, erzählt, daß sie sich von Bordeaux aus bis hierher durchbetteln mußte. Und nach dem Kriege, so meint sie, wird es noch schlimmer werden. Es wird zuviel Verluste, zuviel Geldsorgen und zuviel Trauer geben, als daß die Jahrmärkte Anfang finden könnten. Außerdem sind bis dahin alle Gerätschaften zerstört oder billig verkauft, um den Kindern etwas zu essen geben zu können und sich selbst wenigstens vor dem Verhungern zu be-

wahren. Einige der Frauen handeln mit wertlosen Gegenständen, andere verkaufen Kamen, Kriegsfotographien und „Kadetten aus dem Felde“. Außerdem sind die Jahrmärkte Leute aus bitterer Not selbst zu Lumpenmännern geworden, und die zweimal wöchentlich stattfindenden Lumpenmärkte sind von ihnen bevölkert. Vor einem Holzwagen, aus dem lautes Gebrüll ertönt, erklärt eine Jahrmärktefrau, daß dies die letzten drei Löwen sind, die von einer reichhaltigen Menagerie übrig geblieben. Sie würde sie gerne verkaufen; jeden Löwen für — 100 Frs.! Denn unendlich ist das Geld, das der Krieg diesen Leuten gebracht hat . . .“

* Was die Londoner über die Zeppele sagen. Die Zeppele sind gegenwärtig das Tagesgespräch in allen Kreisen der Londoner Bevölkerung. Selbst die Nachrichten von den Kriegsschauplätzen treten in den Hintergrund vor der Tatsache der deutschen Luftangriffe, die alle Gemüter befeuert. In Hinblick auf den gegenwärtigen Erregungszustand in London und auf die Kundmachung der Neutralität, die mit dem Publikum in Verbindung zu treten wünscht, um die Meinung der einzelnen Bevölkerungskreise in dieser aktuellsten aller Angelegenheiten kennen zu lernen, veröffentlicht die „Daily Mail“ einen Artikel, der in interessanter Weise die Stellungnahme des Londoner Publikums zu den Zeppele-Angriffen untersucht. „So lange die Zeppele-Angriffe noch eine unausgeführte Drohung waren,“ schreibt das Blatt, „begriff man in London noch nicht die Schrecken dieses Krieges. Als wir aber erkannten, daß die deutschen Luftschiffe unsere Grenzen überflogen, daß England nicht mehr eine unantastbare Insel ist, begann London zu erwachen. Und die inhaltlosen Versicherungen der Regierung haben in der Bevölkerung eine Fülle dringender Fragen, Erwägungen und Beschweden laut werden lassen. Eine Frau äußerte auf meine Anfrage die Meinung, daß die Regierung das Erscheinen der Zeppele über London nicht zu verhindern suche, weil die Luftangriffe auf den Fortgang der Rekrutierung anseuernd wirkten.“ Ich konnte mir erwidern, daß man trotz der zahllosen Fehler unserer Regierung nicht annehmen könne, daß sie so verrückt sei. Aber die salbige Meinung dieser Frau wird von vielen Leuten geteilt, und dies ist das traurige Resultat unserer Geheimnisthämerei und Versuchungswelens in dieser Angelegenheit. Wenn das Volk keine genügenden Erklärungen erhält, erfindet es eben eigene „Gründe“. Immer gewaltiger mehren sich die Fragen, warum die deutschen Luftschiffe auf ihrem Wege nach London nicht zurückgedrängt werden; und wenn das Publikum nicht bald eine befriedigende Antwort erhält, wird der Stolz feuer, die noch an die britische Unberührbarkeit glauben, einen schweren Stoß erleiden. „Die ganze Sache ist zu sehr in Geheimnisse gehüllt,“ meint einer. „Die offiziellen Berichte über die Luftangriffe sind nachgerade ein kindliches Spiel. Die Zeppele kennen sich ganz genau aus und wissen ihren Weg zu finden. Wir dürfen dies und jenes nicht erfahren, während man in Berlin alle Einzelheiten der Angriffe kennt und über uns lacht. Denn die amerikanischen Blätter veröffentlichen genaue Berichte über die Zeppeleinsuche in London. Was ist der Sinn und Zweck der Geheimnisthämerei unserer Regierung? Warum erfahren wir nicht die Namen und Adressen der getödteten und verletzten Verloren? Man stelle sich bloß die Angst und Sorge vor, die diese Umstände bei der Provinzbevölkerung auslösen müssen, die so über das Schicksal ihrer in London lebenden Angehörigen im Unklaren gelassen wird. Und die Gerüchte, die naturgemäß im Umlauf sind! Man könnte manchmal verrückt werden . . .“ Ganz allgemein hört man überall dieselbe Frage: „Warum verhindert die Regierung nicht die Angriffe der Zeppele?“ Jeder Londoner wünscht heute Antwort auf diese Frage. Die Londoner wollen wohl die Verbunkelung der Straßen ertragen, die durch die Behörden verfügt wurde, aber sie wollen nicht länger den geistigen Nebel dulden, mit dem sie in Angelegenheit der deutschen Luftangriffe umgeben werden. Die Regierung, die die Zeppele nicht abzuwehren vermag, sollte wissen, daß sie mit dem Feuer spielt . . .“

* Das erste künstliche Bein. Die erste sichere Nachricht über den künstlichen Ersatz eines Gliedes, also über eine wirkliche „Prothese“ finden wir bei Herodot (500—424 v. Chr.) Ein Grieche namens Paganistratos aus Elis soll sich nach dieser Quelle einen Holzfuß haben machen lassen, nachdem er, um aus sportmischer Kettenhaft zu entkommen, sich seinen einen Fuß vorher selbst abgeschnitten hatte. Nur antiken römischen Darstellungen sind dann mehrfach derartige „Prothesen“ oder ihnen ähnliche Gebilde festgestellt worden. Einfache Stützfüße für Untereinander und Oberer werden auch im Taland schon erwähnt. Ein größeres Interesse wandte sich aber, wie in der „Deutschen militärärztlichen Zeitschrift“ ausgeführt wird, den künstlichen Gliedern erst im Mittelalter mit dem Aufblühen der Schmiedekunst zu. Kunstbeine mit Gelenken tauchen zuerst um die Mitte des 15. Jahrhunderts auf und werden von da an stetig vervollkommen, um in ihrer Gebrauchsfähigkeit der Natur möglichst nahezu kommen. Da solche Prothesen sehr kostspielig sind, sorgt heute in Deutschland die Reichsregierung dafür, daß jeder Kriegsbeschädigte ein wirklich brauchbares Ersatzglied bekommt; sie nimmt mit Erfolg sogar darauf Bedacht, daß diese Ersatzfüße von vornherein so gebaut werden, daß die betreffenden Leute damit ihren belauderten Beruf wie in gesunden Tagen ausüben können. Die neuere Chirurgie

strebt sogar an, für die Betätigung der Gelenke in solchen Prothesen anstelle von Redern die noch erhaltenen Muskeln des Stumpfes nutzbar zu machen.

Gießener Hausfrauen-Verein.

Es ist anzunehmen, daß unsere Mitglieder die Gelegenheit, billig Weißkraut durch den Verein zu kaufen, genutzt haben. Wir zeigen nun in dem Wochen-Rüchenszettel, in welchen verschiedenen Formen das Kraut zu verwenden ist.

Sonntag: Speise von Kalbfleisch*), Salat und Kartoffeln. Kürbis, roh, fein geschnitten oder gehobelt mit Zucker bestreut.

Montag: Suppe von Hafergrütze mit Magermilch gekocht. Gelbe Rüben (5—6 Teile) und Äpfel (1 Teil) zusammen, Kartoffeln.

Dienstag: Brotsuppe*), Pikante Kartoffeln*) und Salzgurken.

Mittwoch: Suppe von Reiskwürfel, Eintopfgericht von Weißkraut und Kartoffeln.

Donnerstag: Kohlsuppe*), Himmel- und Erde (Äpfel und Kartoffeln), Buttwort.

Freitag: Käsesuppe, Salzheringsfoteletten*) und Krautsalat.

Samstag: Gemüse-Graupensuppe*).

Kochanweisungen.

Kalbfileischspeise (sehr schmackhaft und sehr ausgiebig): 1 Pfund Kalbfleisch in Würfel und 3 Zwiebeln in feine Scheiben geschnitten und gleichzeitig etwas anrösten, 2 gehäute Kochlöffel voll Mehl, das nötige Wasser, Salz, Pfeffer, eine Prife Paprika hinzu. Kochzeit: ¼ Stunden.

Brotsuppe: 5 Pfund altes Brot, 1 Eßlöffel Fett, 1 Eßlöffel fein geschnittenes Sappengrün, ½ Zwiebel geschnitten, 1½ Liter Wasser, Salz, Sappengrün und Zwiebel im Fett dünsten, dann Brot hinzu, lauwarmes Wasser, Salz, zugedeckt kochen. Will man die Suppe verfeinern, gibt man sie durch ein Sieb und rührt sie mit Ei ab.

Pikante Kartoffeln: ½ Pfund fettes Hammelfleisch, 2 Liter Kartoffeln und ½ Pfund Zwiebeln legt man lagenweise in einen gut verschließbaren Topf, gibt Salz, etwas Kümmel und 1 Tasse Wasser hinzu. Bei mäßigem Feuer 1 Stunde schmoren.

Kohlsuppe: 1 kleiner Weißkohl oder Wirsing, 2 Eßlöffel Fett, 4 Eßlöffel Mehl, 1½ Liter Wasser, Salz und Pfeffer. Der Kohl wird in feine Streifen geschnitten, in Fett gedünstet, Mehl darüber gestreut, dann das Wasser aufgefüllt und 1½—2 Stunden langsam kochen lassen.

Salzheringsfoteletten: 1 Salzhering, 125 Gramm gekochte Kartoffeln, 60 Gramm Speck, 1 Ei, 1 Messerspitze gehackte Zwiebeln. Der 24 Stunden entwässerte, gehäutete, entgrätete Hering wird recht fein gehackt. Die gekochten Kartoffeln durch ein Sieb gestrichen, Ei, der gehackte Speck, Zwiebeln und Hering hinzu, gut vermischt zu kleinen Foteletten geformt. In geriebenem Brot wenden und hellbraun braten.

Gemüse-Graupensuppe: 3 Liter Wasser, 180 Gramm Grauen, 2½ Pfund Kartoffeln, Salz, für 20 Pfg. Sappengemüse oder 20 Gramm getrocknetes Gemüse, 125 Gramm mageren Speck. Der Speck wird in kleine Würfelchen geschnitten, ein wenig angebräunt und mit dem anderen zusammen 2½—3 Stunden gekocht.

*) Siehe Kochanweisung.

Schery-Arithmograph.

Doch zu Noß als schneid'ge Krieger
Hab ich 1-6 erdicht.
Flotte Gäste! Wird ward treulos
3 4 6 3, meine Prant.

Sie verriet mich, die geschworen:
Ueberall, wohin es set,
Wolle sie mit treudig folgen,
Selbst bis zur 2 5 4 3.

Und ich kaus, mich zu löten,
3 2 3 1 4 mir ein,
3 2 2 1 wars mit mir bald,
Da fiel mir was Best'res ein:

„Neh, nun grade nicht!“ so rief ich,
Fahr dahin 3 4 6 3 —
5 2 3 werd' ich nehmen —
Du bist mir 4 1 2 2!

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Charade in voriger Nummer:
Stillichwetagen.